

Ergänzende Stückbeschreibung

Vielfalt klingt nach Fortschritt, nach Öffnung, Entwicklung, Reichtum an Perspektiven. Doch was passiert, wenn Vielfalt zum Etikett und damit zur Floskel wird? Wenn sie zur Selbstinszenierung taugt, aber nicht zur Veränderung? Unser Theaterstück „Tell me (why)“ nimmt genau diesen Widerspruch unter die Lupe.

Schon der Titel der Inszenierung wirft Fragen auf. Der Refrain des Songs „I Want It That Way“ von den Backstreet Boys „Tell me why... I want it that way“ wirkt zunächst vertraut – bis man ihn neu hört. Wollen wir das tatsächlich „that way“? Bewusst wird die immer wiederkehrende Melodie des Songs als Leitmotiv verwendet, um das Publikum permanent und zunächst indirekt mit den zentralen Fragen des Stückes zu konfrontieren. Der Refrain wird hierbei zur doppelten Aufforderung: Sagt mir, warum das alles so ist – und warum wir etwas ändern müssen. Verpackt in dem bekannten Popsong entsteht somit ein „Gegen-Ohrwurm“ zu instrumentalisierten Liedern der rechten Szene: fröhlich klingend, aber tief beunruhigend (...tell me why...).

Das Theaterstück ist Teil eines offenen, diskursiven Prozesses – entstanden aus theoretischer Auseinandersetzung, intensiven Diskussionen und dem Teilen individueller Erfahrungen. In diesem Kontext wurde immer wieder die Problematik einer möglichen kulturellen Aneignung durch Kostüme und Requisiten reflektiert, insbesondere in Bezug auf Behinderung und Religion. Vor allem die jüngeren Schüler*innen zeigten zunächst eine naive Perspektive, die durch die Aufklärung und den Austausch mit den älteren Schüler*innen verändert wurde. Trotz der homogenen Zusammensetzung der Gruppe konnten zahlreiche individuelle Erfahrungen eingebracht werden. Das gegenseitige Lernen bereicherte den Diskurs und führte zu einer vertieften Auseinandersetzung mit den behandelten Themen.

Bereits im Prolog wird das zentrale Spannungsfeld veranschaulicht: Die privilegierte Mehrheitsgesellschaft bleibt normsetzend, es gibt klare „Spielregeln“. „Die Anderen“ dürfen zwar da sein, versuchen sich anzupassen, bleiben aber letztlich außen vor. Es folgt eine Szenerie an einem Tisch, an dem das „Spiel des Lebens“ gespielt wird. Was als Spiel erscheint, entpuppt sich schnell als kontrollierter Raum: Das „Spiel des Lebens“ wird zum Spiel der Privilegierten. Sie feiern ihre „Normalität“ und damit ihren sicheren Platz in der Gesellschaft.

Die Feier der geschlossenen Ordnung wird im Stück durchbrochen: Regionale Schlagzeilen erscheinen. Die Schüler*innen haben sie in der Auseinandersetzung mit der Diskriminierung marginalisierter Gruppen in unserer Region recherchiert. Die Aussagen über Antisemitismus, Femizide oder rassistische Parolen stören und werden auf der Bühne verdrängt, solange es möglich ist. Doch irgendwann dringen sie durch und führen zu einem Wunsch nach Öffnung: Regenbogenfarben tauchen auf, die die scheinbare Akzeptanz von Vielfalt darstellen. Diese Offenheit ist jedoch nur ein blinder Aktionismus, denn das Spiel am Tisch wird zu den gleichen Regeln weitergespielt. Das Bekenntnis zur Vielfalt wird in weiteren Szenen durch das performative Spiel mit bunten, aber (inhalts-)leeren Kisten veranschaulicht werden.

Die zugrundeliegende Kritik ist deutlich von der Perspektive Tupoka Ogettes inspiriert: Vielfalt wird oft nur akzeptiert, solange sie nicht stört. Repräsentative Diversität ist gewünscht – eine, die sich anpasst, nicht widerspricht. Doch sobald diese Stimmen anfangen mitzusprechen, entstehen Spannungen. Es reicht eben nicht, nur Plätze an einem bestehenden Tisch anzubieten. Die Norm selbst muss sich bewegen.

Auch ästhetisch spiegelt sich diese Spannung wider: „Die Anderen“ erscheinen gesichtslos, fremdgeschrieben, fast bedrohlich – verhüllt unter Hoodies mit Kapuze. Diese weit verbreitete Perspektive der Mehrheitsgesellschaft wird bewusst nur als Schwarz-Weiß-Film gezeigt, wodurch der Wunsch nach Überwindung dieser Ansichten demonstriert wird. Am Tisch werden „die Anderen“ re-

individualisiert: Neun Menschen treten hervor, sprechen neun persönliche Sätze, die auf die Kerndimensionen der Diversität rekurren, direkt ans Publikum – und fordern nicht bloß Teilhabe, sondern eine radikale Umdeutung von Zugehörigkeit, sie bleiben aber in der zweiten Reihe sitzen. Der neunte Satz „Auch ich bin ein Mensch und ich möchte als Mensch gesehen werden“ knüpft an ein Humanitätsideal an, in dem es keine Unterschiede zwischen Menschen geben sollte. Die Forderung nach Vielfalt bzw. Menschlichkeit erreicht die Mehrheitsgesellschaft trotzdem nicht. Deutlich wird dies an einer satirisch anmutenden Szene: Eine Schule, die sich als vielfältig versteht, weil sie ein Schild mit der Aufschrift „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ trägt, verkörpert keinen Wandel – die Etikettierung wird zur bloßen Dekoration.

Und deshalb fragen wir: Wie ließen sich Strukturen neu denken? John Rawls' Idee des „Schleiers des Nichtwissens“ liefert einen möglichen Ansatz: Erst wenn niemand weiß, welche Position er oder sie in einer Gesellschaft einnehmen wird, lassen sich gerechte Regeln formulieren. Unser Stück stellt diese Frage nicht theoretisch – sondern performativ. Durch das Ablegen der bunten Kleidung und das Umbinden weißer Augenbinden begeben sich die Darstellenden in einen Zustand des „Nichtwissens“, der einen Neuanfang erst möglich macht.

Die Farbe „Weiß“ durchzieht das Stück symbolisch. Anfangs steht es für Privilegien und Definitionsmacht – während „die Anderen“ in bunten Hoodies als Abweichung der normgebenden Gruppe auftreten. Farben werden im Stück auch als rein dekoratives Bekenntnis zur Vielfalt genutzt. In dem Zusammenhang kann von „Aneignung“ einer inzwischen überhäuft verwendeten Toleranzsymbolik gesprochen werden, die sich ebenfalls Wertvorstellungen aneignet, die nicht bewusst gelebt werden. „Bunt“ entlarvt sich hiermit als Scheinvielfalt – reduziert auf Äußerlichkeiten, auf leere Gesten. Am Ende wird Weiß neu aufgeladen: Alle werden zu weißen „Blättern“ – zur tabula rasa: Ein Symbol für einen Neustart unter gleichberechtigten Bedingungen, für eine echte Chance auf Partizipation, Sichtbarkeit und Würde. Das neue Zusammenleben wird in einem performativen Akt experimentell mit tatsächlichen weißen Blättern erprobt, die zum Schluss auch ins Publikum gegeben werden. Durch das Verteilen von weißem Papier soll das Publikum aufgefordert werden, die Regeln gemeinsam „neu zu denken“, da es eben nicht nur Teilhabe, sondern eine neue Ordnung braucht, damit die vorherige „Feier der Scheinvielfalt“ tatsächlich zu einer „Feier der Menschlichkeit“ werden kann. In einem Zitat heißt es sinngemäß: „Eine Demokratie, die Diskriminierungskritik als Provokation versteht, schützt nicht Menschenrechte – sondern Machtverhältnisse.“ Eben dieses Aufrechterhalten der strukturellen Machtverhältnisse möchte die Theatergruppe „Das Diversity Drama“ nicht, sodass – angelehnt an Max Czollek – in diesem Kontext bewusst von „Vielfaltstheater“ im kritischen Sinne gesprochen werden kann: Es geht nicht um das reine Bekenntnis zur Vielfalt, sondern um Sichtbarmachung systemischer Diskriminierung, das Aushalten von Widerspruch und echte Gerechtigkeit.